

DER

DAS PRINZIP



SPARSAMSTEN

**ICH KLAU NICHTS
TEURES MEHR!**

AUSGABE 16

ISSN: 2194-1505

ERKLÄRUNG



**ICH KLAU NICHTS
TEURES MEHR!**

Failure Notices

„Literatur aus dem Raptorengehege.“
F. B.

„Rotz auf der Strumpfhose.“
I. B.

„Ich hab dich nur beim Spielen gezwickt.“
L. H.

„This is a permanent error; I've given
up. Sorry it didn't work out.“
E. K.

„Facebook hats verraten. Perücken aus
Strumpfhosen.“
M. M.

„Rotz of the Strumpfhose.“
P. P.

Inhalt

SEITE 4

ANJA ZELTNER // Sie ist	SEITE 5
MERIH GÜNAY // Tränen der Nacht	SEITE 10
PAWEŁ MARKIEWICZ // Paweł, sein Freund und Alpbach	SEITE 14
ANDREAS RENTZ // Das wird man als Satiriker doch wohl	SEITE 17
SLATA ROSCHAL // Der Strand	SEITE 22
RICCARDA GLEICHAUF // Abschied aus dem Zoo	SEITE 24
SIMA MOUSSAVIAN // Betreff: Lauren S.	SEITE 32
MARKUS ANTON // Lifestyle	SEITE 38
SVEN HEUCHERT // Alles, was wir wissen	SEITE 39
TENGIS KHACHAPURIDSE // Die Keilschrift von Eva	SEITE 43
DAVID EMLING // Nur noch einmal Kekse	SEITE 50
IMPRESSUM	SEITE 53



Anja Zeltner, Berlin

Sie treffen sich am frühen Nachmittag im Biergarten. Sie und ihr Vater. Sie hat sich extra früher freigenommen. Es ist an diesem Tag heiß, der Schweiß der Leute, der Rentner, der Eltern, der Kinder und Jugendlichen, bleibt auf dem Plastik der U-Bahnsitze kleben. Sie versucht nicht so viel anzufassen, ihre nackten Oberschenkel reiben dennoch gegen die abgenutzten Polster. Im Eingangsbereich des Wagens streiten sich zwei Gehörlose, ein älteres Ehepaar. Ihre Bewegungen sind abgehackt und ausholend, sie geben knackende Laute von sich, ihre Gesichter sind zornverzerrt. Sie überlegt, ob sie die beiden bitten soll nicht so laut zu sein, aber bevor sie entschieden hat, wie sie das anstellt, steigt das Paar noch vor ihr aus.

Der Biergarten liegt in der Nähe des Stadtzentrums. Er ist begrenzt durch einen kleinen Zaun, der einfach zu überspringen wäre. In den Kastanien sind bunte Lichterketten befestigt, die jetzt, mitten am Tag, matt im Sonnenlicht glänzen. Der Eingang wird von Brünhild bewacht. Sie kennt sie schon, auch wenn Brünhild sie nicht kennt, weil Brünhild die Besucher nicht als einzelne betrachtet. Das geht sicher bei den Massen nicht. Das ist der beliebteste Biergarten der Stadt. Sie sollte das verstehen. Brünhild heißt nicht Brünhild, sie sieht nur so aus, wenn sie sich mit wogendem Busen in dem zu eng geschnürten Trachtenkleid vor ihr aufbaut und mit harschem Ton sagt, dass alles voll sei. Sie zeigt auf ihren Vater, den älteren Herrn mit dem grauen Haarkranz, der bereits an



einem der Tische sitzt: „Wir haben reserviert.“ Brünhild lässt sie mürrisch durch. Sie erhält am Ausschank Bier mit Mineralwasser statt Limonade. Es muss ein Versehen sein. Sie trinkt es, ohne sich zu beschweren.

Der Vater fragt, wie es ihr gehe. Ob die Arbeit immer noch so schlecht bezahlt sei. Sie sei doch studiert. Wann sie sich eine neue Arbeit suche. Sie findet mit den Augen eine Gruppe junger Männer, die an Brünhild vorbei wollen. Sie beobachtet sie, während ihr Mund mechanisch die Fragen des Vaters beantwortet. Brünhild schüttelt brüsk den Kopf und die Männer geben schnell auf. Am Nebentisch ist gerade einer frei geworden. Brünhild weist der Gruppe von Geschäftsleuten, die nach den jungen Männern eintreten, den Weg dorthin. Die Abgewiesenen ziehen dagegen gehorsam außen am Zaun vorbei, wie geschlagene Tiere. Die sorgfältig gestrichenen

Bretter reichen ihnen kaum zu den Hüften.

Der Vater bemerkt, dass sie ihn nicht ansieht, dass sie etwas anderes verfolgt. Er entdeckt die weggehende Gruppe.

„N****“, sagt er, und, als er ihren erschrockenen Blick sieht, „oder wie soll ich die heutzutage politisch korrekt nennen?“

Sie trinkt zu Ende, entschuldigt sich, sie sei noch mit einer Freundin verabredet. Sie drückt dem Vater einen Kuss auf die Stirn und bahnt sich an den Menschenmassen und Brünhild vorbei einen Weg nach außen. Ihre große Tragetasche bleibt dabei fast am Zaun hängen.

Ein Kleinkind schaut sie in der U-Bahn über die Schulter seines Vaters an. Sie greift sich ins Gesicht, auf der Suche nach irgendetwas, was dort falsch ist. Sie findet nichts. Der Va-



ter hebt das Kind, einen Jungen, herunter in den Buggy und gibt ihm eine Brezel. Der Junge lutscht das obere Ende des Gebäckstücks, bis der Teig sich als klebrige Fusseln um seinen Mund herum verteilt hat. Er lässt seinen Blick erst an ihr abgleiten, als der Vater mit ihm aussteigt.

Sie hinterlegt ihren Personalausweis an der Pforte. Die Mädchen kommen sie abholen, weil sie sich in dem Gewirr der Zimmer und Blöcke schon seit Monaten nicht zurechtfindet. Sie nehmen sie an die Hand und bringen sie zu dem Raum, der der Familie zugewiesen ist. Die Mutter sitzt da und stillt das Baby, während die Mädchen ihr ihre neuesten Spielsachen zeigen. Die Kinder haben immer viel zu spielen; die Leute spenden viel. Sie gibt ihnen deshalb nur Süßigkeiten, weil die schnell im Magen landen. „Neuer Fernseher?“, fragt sie den Ältesten. Er ist gerade 16 geworden, und er nickt.

„Von einem Freund besorgt.“ Er spricht schon gut Deutsch. Er macht den Fernseher an. Eine Weile schauen sie einem Mann zu, der in einer Rasierklingenfabrik arbeitet. Nachmittagsprogramm. Die Mutter fragt, „Wie geht's?“, sie überlegt lange und antwortet dann „gut“. Es ist das Einfachste. Die Mädchen bringen Freunde mit ins Zimmer, sie versucht Namen und Alter zu erfragen, aber die neuen Kinder bleiben stumm. Sie sehen sie mit großen Augen an; sie ist ihnen fremd. Nach einer Weile gibt sie auf und lässt sich von der Mutter das Baby in den Arm legen. „Süß“, sagt sie, während sie versucht den kleinen Kopf abzustützen, „das süßeste Baby der Welt.“ Die Mutter dankt ihr und der Älteste schenkt Saft nach: „Du wirst auch mal so einen Süßen haben. Dann, wenn du heiratest.“ Sie lächelt und legt das Baby zurück in die Krippe. Sie müsse nun gehen, ein Freund von ihr habe noch einen Auf-



tritt. Sie müsse ihm beistehen, gegen die Nervosität. Sie trinkt das Glas aus und die Kinder stopfen sich den letzten Rest Süßigkeiten in den Mund. „Hast du noch was?“ Nur mit Mühe kann sie die Kinder davon abhalten in ihrer Tragetasche zu suchen.

Die Jugendliche ihr gegenüber hat zwei Gesichter. Sie sieht operiert aus, aber sie entdeckt keine Narbe. Der eine Teil des jungen Mädchens scheint ihr manchmal misstrauisch zuzublinzeln, während der andere Teil sie völlig ignoriert. Beide Gesichtshälften sind hübsch. Das eine hat die Schönheit von vollen Kinderwangen und ein murmelgroßes braunes Auge, das andere die Eleganz einer jungen Frau. Sie fragt sich kurz, welche Gesichtshälfte mehr zu der Jugendlichen gehört, aber dann wird ihre Station angesagt und sie muss aussteigen.

Sie zieht sich um. Aus ihrer Tragetasche holt sie das Hemd und den Anzug, den Body, der ihre Brüste verschwinden lässt, hat sie schon an. Sie knöpft das Hemd zu und bindet sich eine Krawatte um. Sie zieht die Augenbrauen nach, trägt Hautkleber auf und befestigt den Bart sorgfältig im Gesicht. In der einen Hand hält sie eine dunkle Kurzhaarperücke, die sie mit der anderen Hand vorsichtig kämmt. Durch den Spiegel vor ihr kann sie die anderen beobachten. Der Raum, den sie zu einer Garderobe umfunktioniert haben, ist weiß gefliest. An manchen Stellen ist die Verkleidung abgebrochen, die nackten Wände dahinter erscheinen graubraun. Abgesessene Sofas säumen die Wand, Kleidung liegt bergeweise darauf. Hinter ihr machen sich andere schön. Männer, die BHs tragen. Die Haare für die Perücken unter einem Netz, die falschen Wimpern bereits befestigt. Glitzer im Gesicht. Frauen,



die Lederjacken anprobieren, die ihre Haare mit Gel zurückkämmen, die ihre Füße in zu große Schuhe versenken. Es sind viele, die dazwischen stehen, zwischen der Verwandlung, und sie schauen auf die sie umgebenden Accessoires, Cremes und Tuben, unschlüssig, was sie als nächstes tun sollen. Sie legt den

Kamm beiseite und setzt die Perücke auf. Eine Frau, fast fertig, kommt mit einem Glas Sekt in der Hand auf sie zu, den Blick fest auf das Spiegelbild gerichtet. „Toll siehst du aus“, sagt er zu ihr, sagt sie zu ihm, „In fünf Minuten wollen wir anfangen. Bist du bereit, Monsieur?“ Sie ist.



Tränen der Nacht

SEITE 10

Merih Günay, Istanbul

Genau gegenüber steht ein riesiger Baum. Ich weiß nicht, was für einer. Ehrlich gesagt interessiert es mich auch nicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er älter als mein Großvater, aber wie ein Kind mit unersättlicher Neugierde wechselt er Jahr um Jahr seine Blätter, ohne Überdruß. Wann er gefällt wird, wann man auf dem Flecken, den er besetzt, ein fünfstöckiges Wohnhaus aus dem Boden stampfen wird, das allerdings wüßte ich wirklich zu gern. Nur das ist es, was mich an dem Baum, an seinem Baumsein interessiert. Denn ich ziehe es vor, von meinem Sitzplatz aus einen Baum zu sehen, statt der Visage irgendeines dämlichen Menschen, von dem ich nicht weiß, was für einer er ist.

Das niedliche Kind, das im Schneidersitz auf dem Teppich sitzt und mit

seinen Plastikautos spielt, ist mein Sohn. Er heißt Viktor. Er hat reichlich Spielzeug. Eigentlich dürfte man nicht Spielzeug dazu sagen, denn es ist eine Fahrzeugsammlung. Streifenwagen, Rennautos, Krankenwagen, LKW usw. Alle Fahrzeuge sind batteriebetrieben und beleuchtet. Er lässt sie aufeinander krachen und in Stücke zerschellen. Zu sehr freut er sich, wenn sie kaputt sind. Ich bin auch nicht gerade traurig, wenn ich ehrlich sein soll. Plastikautos kosten nicht viel.

Der alte Mann, der ihm im Unterhemd gegenüber sitzt und ihn beobachtet, ist mein Vater. Seine Haut ist noch dunkler als meine. Viel dunkler als die der meisten Leute. Ich weiß nicht warum, aber ich weiß, dass er kein Schwarzer ist.



Dieses Wissen genügt mir. Er liebt sein Enkelkind über alles, auch Blumen und zu Hause läuft er immer im Unterhemd herum. Blumen mag ich auch, Enkelkinder habe ich noch keine. Aber ich laufe zu Hause nicht im Unterhemd herum.

Auf dem Sessel neben dem Fernseher sitze ich auf dem Schoß meines Großvaters. Meine Indianerspielsachen liegen auf dem Boden, aber ich habe keine Lust zu spielen. Bei einem ist die Lanze abgebrochen, ich hab sie zwar wieder angeklebt, aber es hält nicht. Wenn der Cowboy zuschlägt, bricht sie sofort wieder ab.

Auf dem Beistelltisch direkt neben dem Sessel, auf dem wir sitzen, befinden sich meine Zigaretten und mein Bier, von dem ich einen Schluck nehme, wenn ich mich aus Opas Armen befreien kann. Opa ist der Schwiegervater meines Vaters. Ein sehr strenger, ernster Mann. Mit ge-

runzelter Stirn und buschigem Schnurrbart. Raucht nicht und trinkt keinen Alkohol. Verabscheut diejenigen, die es tun. Gut, dass er nicht sieht, dass ich trinke. Ich weiß nicht, was er täte, wenn er es sähe, denn ich bin ihm noch nie begegnet, ich kenne ihn nicht.

Ich entschlüpfe Opas starken Armen und gehe in die Küche. Viktor hält das für ein Spiel und läuft mir lachend nach. Mein Sohn und ich sind etwa gleich groß. Meine Mutter und meine Großmutter, die Mutter meines Vaters, sind in der Küche. Mama bereitet das Abendessen zu, Oma hilft ihr dabei. Viktor hängt an meinen Hosenbeinen, er glaubt, dass er mich gefangen hat, er ist Schweiß gebadet, sein Gesicht gerötet. Ich öffne den Kühlschrank und versuche, noch eine Bierdose zu ergattern. Es gelingt mir, Viktor abzuwimmeln, aber Mama ertappt mich. Sie



nimmt mich in die Arme, küsst mich auf meine fleischigen Wangen, um gleich darauf das Gesicht zu verziehen: „Du hast ja schon wieder die Hosen voll.“ Dann bringt sie mich ins Schlafzimmer, legt mich aufs Bett und wechselt mir die Windeln.

Frisch gewindelt kehre ich ins Zimmer zurück. Ich stelle die Bierdose auf das Tischchen und krabbele auf Opas Schoß. Viktor setzt sich wieder auf den Boden und vertieft sich in sein Spiel. Irgendwann streckt Papa die Hand aus und streichelt meinem Sohn sanft über die Wange, Viktor fährt erschrocken hoch und sieht mich ängstlich an:

„Was ist, mein Sohn?“

„Nichts.“

Papa und ich lächeln uns an.

„Hast du denn noch Taschengeld?“ raunt Opa mir ins Ohr. Ich sage ihm, dass ich pleite bin, dass es mir sehr schlecht geht und dass ich niemanden habe, der mir unter die Arme greifen könnte. Opa lächelt. Während er mir mit einer Hand übers Haar streichelt, steckt er die andere in seine Tasche und drückt mir das hervorgeholte Kleingeld in die Hand. Ich freue mich wie toll, sofort stehe ich von seinem Schoß auf, stecke die Münzen in Viktors Spardose und stelle mich vor Papa auf:

„Papa! Erinnerst du dich, wie du mir dein letztes Geld gegeben hast, damit ich mich vor meinen Freunden nicht blamiere? Ich wollte für dich sorgen, wenn du alt bist. Warum hast du mir nicht gesagt, dass du mich reinlegst und stirbst, bevor du alt bist?“



Papa lächelt, streckt im Liegen die Hand nach meiner Wange, ich sehe seine Uhr, seinen Ring. Ich möchte ihm helfen, ich möchte ihn riechen, seine Wärme spüren. Ich möchte mich an ihn schmiegen, aber es gelingt mir nicht. Da klingelt es an der Tür.

Es ist sieben Uhr. Das muss mein Onkel sein. Im Zimmer nebenan setzt eine Geschäftigkeit ein, das muss meine Tante sein, die ihr Schminkzeug und den Liebesroman versteckt. Auch die Katze des Hauses, die meinem Onkel gehört, springt von ihrem Platz neben dem Ofen auf und tritt in Richtung Flur. Meine Großmutter steht vom Sofa auf, auf dem sie eingenickt war und schließt meinen Onkel schlaftrunken, aber glücklich in die Arme. Sie zieht ihm die Arbeitsklemmen aus und saubere Unterwäsche an. Während ich mich neben Papa lege, setzt sich mein Onkel auf Opas Schoß.

Mein Blick wandert über die Wände, die Bilder, die Uhr. Mir kommt die Lyrik von Atsız in den Sinn, Gedichte über Bagatellen. Die Katze legt sich wieder zusammengerollt neben den Ofen. Mama deckt den Tisch, eine Menge Teller legt sie auf. Weiße Porzellanteller. Auch draußen ist alles weiß, voller Schnee.

Ich nehme den Fotoapparat in die Hand.

Seine Frau setzt sich zu meinem Onkel, sie strahlt wie immer. Papa und Mama sind auch so weit.

„Etwas enger zusammen!“

Der Fußboden bebt, alle laufen hin und her, um aufs Bild zu kommen.



Paweł, sein Freund und Alpbach.

SEITE 14

Paweł Markiewicz, Polen

Paweł und ein Frühlingsgeist sind wahre Freunde. Diese Freundschaft begann seit langem, als Paweł diesen Geist nebst Alpbach in Tirol in einem Gebirge in Österreich traf. Der Geist erschien, als Paweł drei Mal an eine uralte Eiche klopfte. Ein Spuk war sowieso freundlich, der Geist entstand aus einem Stein, der sich neben der Eiche befand. Die Geistererscheinung war nur Paweł bekannt, um so mehr, als sie in aller Frühe vonstattenging. Nach jener Erscheinung lebt der Lenzgeist so wie ein jedweder Mensch und sein Leben soll immerdar dauern.

Jetzt ist Paweł wieder in Alpbach da, wo der Frühlingsgeist eine Berghütte da oben pachtet. Dort zeigte er dem bescheidenen Paweł eine Hochgebirgsalm mit weidenden Kühen und seine Schafzucht.

Paweł gibt ein Gras einem schneeweißen Schaf zum Essen. Der Geist bittet seinen Freund, dass er hinab geht, um ihm in einem Dorfsupermarkt einen Käsekuchen zu kaufen. Paweł ist müde nach einem Nordic-Walking, jedoch geht er einem Wunsch seines Freundes willig nach. Innerhalb eines Abgangs zu dem Alpbachtal trifft er einen Wanderer aus Deutschland, der ihm eine mystische Sage aus seiner Heimat erzählt. Diese Sage betrifft einen neuen Erbkönig, der wie ein Phönix aus Aschen erstand. Dieser Erbkönig brachte alle Menschen zum Lachen und war sehr freundlich. Eine böse Hexe verwandelte ihn einer Eifersucht halber in eine weinende Trauerweide, auf dass der Erbkönig stets weinte. Eines Tages kam ein Mädchen an und weinte Glückstränen. Als



die erste Glücksträne vom Mädels hernieder zu Boden fiel, mischte sie sich mit Tränen des Erlkönigs als Trauerweide. Sonach wurde der Erlkönig entzaubert und wieder zu dem Menschen, zumal jede Glücksträne eine ewige Macht und einen echten Zauber in sich besitzt. Paweł kauft daraufhin den Kuchen und geht bergauf zu seinem befreundeten Geist. Der Geist ist dankbar, sodass er ihm Rubine, Diamanten und Gold von einem Regenbogen in Form von einem Pulver schenkt. Paweł ist vom Schmuck fasziniert. Er schildert dem Geist eine ewige Sage, von einer lebenslangen Freundschaft zwischen: einem Luchs, einem Elen, einem Biber und einem Kuder, die, ungeachtet einer Zwietracht, immer dauert. Ein großer grauer Kater schleicht ums Haus, was Paweł nervt, weil er keinerlei Katzenliebhat. Paweł treibt den Kater weg. Der Frühlingsgeist ist nicht böse, weil er Paweł mag und will eine eventuelle Zwietracht vermeiden. So ist er der beste und ewige

Freund Pawełs. Der Geist will morgens einen Rubinstern besteigen und offenbart schon eine philosophische Kraft, die Paweł mit seinen schönen Gedichten trägt. Paweł wiederholt seinem Freund die schöne Sage, die er vor kurzem hörte. Dann kommt zu den beiden ein befreundeter Bauer aus einer Umgebung an und beginnt eine Bergsage von Alpbach ihnen zu erzählen. Das war eine schreckliche Geschichte, kurzum die Gruselsage. Sie betrifft einen alten Grabstein in Alpbach an, unter dem es einen schlafenden Werwolf und Vampir zugleich gibt, der von einem großen Adler besiegt wurde, dadurch dass der Vogel ihn tödlich mit seinem Schnabel verletzte. Niemand von Alpbach-Menschen glaubte und glaubt nimmer aber an diese Geschichte aus dem Mittelalter, weil sie von einer phantasievollen Nonne ersonnen wurde und nicht der Wahrheit entsprach.



Der Frühlingstgeist, der Bauer und Paweł sind nun willens, Adler zu beobachten, die neben einem Berggipfel eingedenk eines milden Klimas ihre Nester eben hier errichteten. Die Adler fliegen stolz und wunderbar. Paweł ist froh darüber und will hier mit seinem Freund für immer zweisam bleiben. Er will von einer Ge-

birgspracht schlechthin schön träumen und einen verträumten alpinen Bach im Dorf Alpbach sehnlichst in einer sanften Stille der Zeit beobachten. Das ist eben eine wahre Freundschaft unter einem Gebirgshimmel, der einen super Sternenglanz nachts mitsamt Alpbacher Bergträumen trägt.



Das wird, man als Satiriker

SEITE 17

Andreas Rentz, München

doch, wohl noch, sagen dürfen!

Es war ein kalter Winterabend, an dem ein Fernsehteam einen Demonstrationszug besuchte. Dieser definierte sich selbst als Spaziergang und traf sich seit längerem einmal wöchentlich mit einer stetig steigenden Teilnehmerzahl; zuletzt ging man von etwa dreihunderttausend aus. Gemeinsam demonstrierten sie gegen die Abschaffung von Meinungs-, Presse- und künstlerischer Freiheit. Zugegen waren neben Berufssatirikern insbesondere leidenschaftliche Freizeithumoristen. Das Fernsehteam, bestehend aus einer Reporterin, einer Kamerafrau und einem Tontechniker, hatte es sich zum Ziel gesetzt, mit kritischer Distanz, aber ohne Voreingenommenheit einen gewissen Eindruck von der Bewegung, ihren Teilnehmern und deren Ansichten zu gewinnen. Gerade war das Team damit beschäftigt, den vorbeiziehenden Demonst-

rationszug bildlich festzuhalten. Das zentrale Symbol der Bewegung war ein Spiegel: Viele hielten Spiegel unterschiedlichster Formen und Farben in die Luft oder Transparente, auf denen welche mit grauer Farbe gezeichnet waren. Andere Transparente zeigten Karikaturen, auf denen beispielsweise schwarze Menschen als Affen dargestellt waren. Ein nicht geringer Teil der Demonstranten hatte zudem ihre Gesichter mit Schuhcreme bemalt. Gelegentlich skandierten einzelne Gruppen mit Parolen wie „Satire muss alles!“ oder „Wir sind die linksliberalen Intellektuellen!“

Eine Weile beobachtete das Fernsehteam das Schauspiel in aller Ruhe, ehe sie ihre Suche nach Gesprächspartnern startete. In der Gestalt eines schlanken Mittzwanzigers mit gescheiteltem



Haar, Vollbart, Hornbrille und einem langen schwarzen Wintermantel wurde man auch recht bald fündig.

„Entschuldigung, wir sind vom Fernsehen und drehen einen Bericht über die Spaziergänge Ihres Demonstrationzugs“, erklärte die Reporterin dem Demonstranten freundlich, während sie auf ihn zueilte. „Gestatten Sie uns, ein Interview mit Ihnen zu führen?“

Der Demonstrant blickte die Reporterin skeptisch an, überlegte eine Weile und nickte dann bloß.

„Die Bewegung wendet sich gegen die Abschaffung von Meinungs- und Pressefreiheit. Was bedeutet das für Sie?“

„Na, das ist ja wohl klar“, begann der Demonstrant laut und wild gestikulierend. „Ich habe es satt, hier zu sehen, wie sich die Dinge entwickeln. Ich bin ja selbst Satiriker und Humorist und habe die Schnauze gestrichen voll, mir immer sagen lassen zu müssen, was ich sagen darf und was nicht, gerade wenn es

um Neger, Fotzen, Schwuchteln, Behindis oder Schlitzaugen geht. Ich meine, ich habe ja nichts gegen Minderheiten und Ausländer, aber der Satiriker wird doch wohl noch Neger als Affen darstellen dürfen, ohne dass gleich die Rassismuskeule gegen einen schwingt. Ich habe ja selbst Freunde, die Neger sind, und die finden das auch nicht schlimm und vielleicht auch mal ganz lustig. Außerdem würde ich ja nur auf sie alleine drauf hauen, wenn ich ein Rassist wäre. Dabei habe ich nicht nur Neger als Affen, sondern auch Weiße als Eisbären dargestellt. Bin ich jetzt ein Weißenhasser? Nein, ich bin ja selber ein Weißer.“

„Ist denn nicht vielleicht die Assoziation eine andere, wenn man Schwarze als Affen und Weiße als Eisbären präsentiert?“, fragte die Reporterin.

„Ich weiß ja nicht, wie Sie das finden, aber für mich sind alle Tiere gleich, egal ob Affen, Eisbären oder Neger“,



erklärte der Demonstrant und lachte dabei sichtlich entzückt über seine satirische Bemerkung. „Es kommt ja darauf an, wie es gemeint ist und nicht, wie es immer aufgefasst wird. Und es ist sicher nicht rassistisch gemeint, wenn ich Neger als Affen darstelle. Ich meine, die sollen sich mal alle nicht so haben. Ich finde ja, dass alle Menschen gleich sind und alles, aber die Neger sind schon dauerbeleidigt, oder? Und von den ganzen weißen Gutmenschen fange ich gar nicht erst an. Die haben erst recht das Maul zu halten. Diese Eisbären.“

„Zählt es denn nicht auch zur Meinungsfreiheit, manche Satiren als rassistisch und diskriminierend bezeichnen zu können?“

„Ganz und gar nicht. Es handelt sich dabei um den Versuch, Meinungs- und Pressefreiheit zu untergraben. Wer auch immer Satiren und Karikaturen, in denen Neger als Affen dargestellt werden, als rassistisch bezeichnet, der will uns

den Mund verbieten und spricht uns das Recht auf freie Meinungsäußerung ab. Die Presse- und die Meinungsfreiheit sind hohe Güter unserer Gesellschaft, für die unsere Vorfahren Jahrhunderte lang unter Einsatz von Blut und Eisen gekämpft haben. Wer das Menschenrecht, andere zu beleidigen und zu diffamieren, kritisiert, der stellt bald auch ganz andere Werte unserer abendländischen Kultur infrage. Wer es ablehnt, Neger als Affen zu präsentieren, der ist ein Verräter an Europa und trägt zum Untergang unserer Zivilisation bei. Das wird der Satiriker doch wohl noch sagen dürfen!“

Die Reporterin blickte kurz hinter sich, als auf einer Tribüne eine Rede angestimmt wurde. Über dieser prangte ein Banner, auf dem der Name der Bewegung angezeigt wurde: „BESAGAMP – Beleidigende Satiriker gegen die Abschaffung von Meinungs- und Pressefreiheit“. Nach einem kurzen Augenblick



wandte sich die Reporterin allerdings wieder dem Satiriker zu.

„Warum genau fabrizieren Sie derartige Satiren, die andere als verletzend empfinden?“

„Weil ich der Gesellschaft einen Spiegel vorhalten will“, antwortete der Demonstrant und nickte selbstbewusst.

„Welcher Gesellschaft denn?“, fragte die Reporterin, worauf der Demonstrant mit zittriger Stimme meinte: „Na ja, unserer Gesellschaft eben.“

„Und wozu?“

„Um ihr zu zeigen, wie sie wirklich ist.“

„Und wie ist sie in Wirklichkeit?“

„Na eben rassistisch. Aber halt richtig rassistisch. Nicht so wie wir.“

„Sind Sie nicht selbst Teil unserer Gesellschaft?“

„Nein, wir richten uns an die Teile der Gesellschaft, die aus richtigen Rassisten bestehen“, erklärte der Demonstrant mit geballten Fäusten und knirschenden Zähnen. „Wir wollen sie zwicken, sie

beißen, aus ihren Sesseln hervorlocken, sie vor den Kopf stoßen, sie so richtig provozieren, den Rassismus in ihnen entlarven! In Wahrheit sind wir nämlich Krieger gegen den Rassismus!“

„Heißt das also, Sie erwarten, dass ein erklärter Rassist sich beim Anblick einer Karikatur, in der ein schwarzer Mensch als Gorilla dargestellt wird, sich denkt: ‚Oho, jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Rassismus ist falsch!‘?“, fragte die Reporterin.

„Ja, genau“, antwortete der Demonstrant nickend. „Das wäre zumindest die Reaktion, die ich erwarte.“

„Und wie reagieren sie letztlich?“, fragte die Reporterin, worauf sich ein kurzes Schweigen zwischen den beiden Gesprächspartnern einstellte. Der Demonstrant blickte überfordert um sich und sagte schließlich nach kurzem Überlegen: „So viel ich weiß, gar nicht. Leider lesen die Rechten unsere



Veröffentlichungen nicht, weil sie uns für linksliberal halten.“

„Und wer reagiert dann auf Ihre Satiren und Karikaturen?“, fragte die Reporterin. Der Demonstrant zuckte die Achseln und sagte daraufhin: „Wir selbst.“

„Ein Haufen Satiriker, die sich im Kampf gegen Rassismus gegenseitig mit rassistischen Sprüchen einen Spiegel vorhalten, um sich zu vergewissern, keine Rassisten zu sein?“, fragte die Reporterin und machte große Augen. Sowohl sie als

auch der Demonstrant blickten nun um sich und sahen die Menge an protestierenden Satirikern und Satirefreunden, die zahlreiche Spiegel in die Luft hielten, ohne dass weit und breit Angehörige anderer gesellschaftlicher Schichten zu sehen gewesen wären.

„Na ja, die Neger lesen unsere Satiren ja auch“, sagte der Demonstrant nach einer Weile selbstsicher. „Sonst könnten sie ja nicht beleidigt sein.“



Der Strand

SEITE 22

Slata Roschal, Greifswald

Der Strand ist ein besonderer Ort, hier entblößen sich Menschen, ich mag diesen Ort, auch seiner Ruhe wegen, in der ich endlich wieder über mein Leben nachdenken und Gernot beobachten kann. Gernot steht hilflos und komisch im engen schwarzen Slip mit weißen Streifen vor dem Meer, ich sehe ihn sehr selten so, fast nackt und bei Tageslicht, er hat einen weichen großen Bauch und eine leicht behaarte Brust, aber die Schultern sind kräftig, wegen seiner Schultern mag ich ihn, wenn ich recht überlege, vom Äußeren her eigentlich nur deswegen. Denn für alles andere muss ich mich schämen, ich tu so, als ob wir unsere Handtücher zufällig nebeneinander gelegt haben und ich alleine daliege oder vielleicht sogar auf jemanden anders warte, der gleich kommt, da kommt ja einer, schick, diese Mus-

keln, und überhaupt, die Haltung, so regelmäßig braun am ganzen Körper, und Gernots Bauch im Vergleich dazu hängt traurig wie ein großer geplatzter Gummiball, und dieser Slip, nächstes Mal kaufe ich ihm was anderes, breiter und länger, so einen wie den, den der Mann hinter ihm trägt, nur einfarbig, Gernot nackt in bunter Schwimmhose, das wäre gruselig anzuschauen. Ich wende den Kopf und schiele durch die Sonnenbrille vorsichtig zur anderen Seite, um jemanden rechts von mir anzusehen. Er ist jung, um die dreißig, gut entwickelt, groß, schlank, kräftig, aber alles in Maßen, sitzt auf einem Klappstuhl und streckt seine langen haarigen Beine aus, die Zehen an seinen Füßen sind krumm. Wie er sitzt. Aber davon gibt es viele, so viele, allesamt adonishaft, sie schaffen Komple-



.....

xe, sie richten mich mit ihren straffen Armen und Bäuchen zunichte, wenigstens sind ihre Frauen hässlich. Gernot steht immer noch melancholisch am Meer und findet offenbar das Wasser zu kalt. Ist es auch, aber wie die schwimmen, die Adonishaften, sie zittern, schnauben, zögern und springen ihre braunen Körper ins Meer. Links von mir, ich habe sie zunächst nicht bemerkt, liegen drei Frauen mit entblößten Oberkörpern, sie alle haben unterschiedliche Brüste, die in der Mitte hat die schönsten, nicht zu klein, nicht zu groß, überschaubar, aber kräftig, vielleicht werden sie auch in zehn Jahren so bleiben. Zum Glück schaut Gernot nicht auf sie, ich hasse es, wenn er Frauen anguckt, auch zufällig, wozu liegen sie hier rum wie drei ohnmächtige Schlampen, was wollen sie mit ihren Brüsten sagen, hier ist ein öffentlicher Ort. Im Wasser spielt eine Familie, der Vater, zwei Kinder, und die Mutter, auch topless, die sind ja wahnsinnig hier, vor allem vor den eigenen Kindern,

sie springen, lachen, spritzen sich mit Wasser an und die Brüste der Mutter schaukeln wie zwei schwere fleckige Birnen hin und her, hin und her. Ich stelle mir vor, wie der Vater zuhause spät abends die Brüste der Mutter betastet und mit ihr neue Kinder macht, und diese Vorstellung ist irgendwie eklig, aber spannend. Die Schwimmhosen der Männer, die aus dem Wasser gehen, sind nass und kleben an ihren Hüften, man kann schon viel Interessantes beobachten, wenn man in einer Sonnenbrille rumliegt und so tut, als ob man schläft. Gernot ruft. Ich stehe langsam auf, richte meinen Bikini zurecht, überprüfe, ob unten auch nichts verrutscht ist, taste mit den Fingern, alles gut, ziehe Bauch und Po gleichzeitig so tief wie möglich ein, breite die Schultern aus, löse den Haarknoten im Nacken, werfe die Haare zurück und rufe, ich passe auf die Sachen auf, geh du schon mal schwimmen.



Abschied aus dem Zoo

SEITE 24

Riccarda Gleichauf, Frankfurt am Main

Die Sonne verströmte ein merkwürdig kaltes Licht auf den ordentlich gestutzten grünen Rasen, als wolle sie damit der Welt von ihrer eigenen Einsamkeit erzählen ... -

das war der letzte Satz, den Herr R. mit den eigenen Sinnen noch aufnehmen können. Mit seinen wunderschönen, klugen Textaugen. Textegel, der er sein Leben lang gewesen war. Immer auf der Suche nach guten Geschichten, hatte er als Literaturagent in seiner Branche irgendwann den Namen Trüffeltier erhalten. Und war damit stolz hausieren gegangen, hatte sich, die Nase tief zwischen die Buchseiten gedrückt, im Zug manchmal sogar auf den neusten elektronischen Geräten auf die Jagd nach frischer Sprachnahrung begeben.

Von einem Tag auf den anderen plötzlich dieses Flackern vor den Augen. Gerade

war er dabei gewesen, eine junge, talentierte Autorin zu entdecken, die auch noch attraktiv war. Eine ideale Kombination für den Verlag an den er dachte, ein Gemisch, das inhaltlich und körperlich einen vollen Erfolg versprach. Ein strahlendes Gesichtchen, kombiniert mit einem funken-sprühenden Geschichtchen. Nein, diesmal mit einer echten Geschichte, einem Text mit Substanz. Er lächelte in sich hinein und rieb sich plötzlich verwirrt die Augen, weil da diese grauen Schlieren auftauchten und nicht wegzuwischen waren.

Herr R. hatte in diesem schicksals-trächtigen Moment sein Augenlicht verloren, und damit seine Existenzberechtigung. Mühsam schleppte er sich durch die Tage, und versuchte, sich in der andauernden Dunkelheit einzurichten.



Nachts im Halbschlaf probierte er aus dem vermeintlichen bösen Traum zu erwachen, dachte, er sei gefangen in einem Roman von Jose Saramago, sei der Protagonist im hochgelobten Werk des Nobelpreisträgers „Die Stadt der Blinden“. Aber so sehr er versuchte zu erwachen, es nutzte nichts. Das Licht blieb aus. Von nun an musste er sich auf seine anderen Sinne verlassen. Gehör und Geruch wurden sensibler, reagierten genauer auf Reize der Umgebung. Das Trüffeltierchen war zu einem orientierungslosen Maulwurf geworden. Orientierungslos, weil er nicht einfach unter die Erde verschwinden konnte, sondern weiter auf den Gehwegen der Stadt umherstolperte. Plötzlich im falschen Lebensraum gestrandet, sollte das Leben ja trotzdem weitergehen, auch ohne die Möglichkeit, Texte mit den Augen zu durchleuchten. Phänomenologe, der er gewesen war. Oft erinnerte er sich in seiner verlassenen Wehmut an den letzten Satz der

jungen Autorin. An den *grünen, ordentlich gestutzten Rasen*. In ihrer Phantasie vielleicht ein Spätsommervorgarten, in den sich der Herbst bereits einmischte, Schritt für Schritt sich seinen Platz in der Natur zurückeroberte. Er versuchte, sich die noch satte Grasfarbe vorzustellen, doch immer wieder ertappte er sich dabei, wie das innere Bild sich in ein blutdurchtränktes Schlachtfeld verwandelte. Er erklärte sich diese Erscheinung damit, dass sich die Farbe der Hoffnung wohl nie wieder in seinem Bewusstsein heimisch fühlen würde. Weil er von nun an lichtlos durch die Welt taperte und es eben widerstandslos ertragen musste, wie sich die übergriffigen, mitleidigen Blicke der anderen in seine Haut eingruben.

Kann ich Ihnen helfen? Am Zebrastreifen holte ihn eine freundliche Stimme aus seinen Gedanken darüber, wie es eigentlich mit ihm weitergehen soll-



te. Laufen konnte er ja noch, wenn auch im Schlingerkurs und niemals so zielstrebig wie früher. Aber jetzt musste er auf der Stelle reagieren, versuchen, auf die nette, fragende Stimme zu antworten. Er zögerte, weil er sie eigentlich zunächst mustern wollte, ein alter Reflex, das genaue Schauen, eine Person war ja immer auch Textart, interessanter Lesestoff. Jetzt blieb ihm nur der Sprechapparat um zu betonen, dass er keine Hilfe benötigte, sein Lächeln ins Graue hinein, vielleicht ein Gesicht streifte, ohne dass er genau wusste ob nun, oder nicht. Ach, es war zum Verzweifeln. Er schüttelte den Kopf, lief weiter und weiter, kam ab vom gewöhnlich eingeschlagenen Weg. Sartre hatte mehr und mehr Whisky getrunken, im Alter, als sein Augenlicht immer schwächer wurde. Er konnte sich wenigstens einstellen auf den Verlust. Den schlimmsten, den ein Literat ereilen kann. Anders die Bachmann. Erklär mir Liebe, und dann

aus lauter Eitelkeit mit minus sieben Dioptrien selbstgewählt ohne rettende Brille durch die Welt. Schleierblick, besser nicht alles ganz genau sehen können. Aber sie wusste, sie könnte jederzeit, wenn sie ihren Narziss überwand. Die Möglichkeit machte ihren Zustand nicht so unerträglich wie den seinen.

Jeder steckt in der eigenen Haut fest, was maßt du dir an, über die Gemütsverfassungen der anderen zu urteilen. Jammerlappen, immerhin kannst du dir die Texte auf dem Computer vorlesen lassen.

Aber das waren Plastikstimmen, die in seinen Kopf drangen, sein eigenes, unverkennbares, beruhigendes Leseraunen auf diese Art vertrieben. Und die Buchseiten konnte er bei der Lektüre auch nicht mehr erschnuppern, dieser mehlig, rauchige Kellerduft. Immer wieder ein Rausch, stärker als Whisky. Abhängig musste er der Stimme der Vor-



tragenden lauschen, während die Lüftung seines geschäftigen Computers vor sich hinschnurrte. Natürlich gab es Hörbücher mit sympathischen Schauspielerstimmen, aber er brauchte doch immer frisches Textfleisch. Manuskripte, die eine Heimat suchten, genauso orientierungslos, wie er sich nun fühlte. Mit dem Unterschied, dass sich niemand wirklich um ihn kümmerte, sein Lebensraum gerade noch so zum Existieren reichte. Zum Vegetieren, ein Tier im Zoo. Von außen, wie wirkte er heute wohl? Ähnelte er einem zerzausten Äffchen oder einem struppigen Vogel Strauß? Was war, wenn er plötzlich der Frau XY über den Weg stolperte, sie ihn nicht einmal mehr erkannte, die schönen Stunden mit ihm in den Hintergrund gedrängt wurden, nur weil er nicht mehr richtig funktionierte. Gut, es gab diese Persönchen, die es attraktiv fanden, wenn der Mann hilflos auf seine Partnerin angewiesen, von oben bis unten in völliger Sicherheit eingesponnen, sei-

ne weibliche Seite ausleben durfte. Er niemals. Er glaubte nicht an eine wertvolle Form der Emanzipation für das männliche Geschlecht.

Was machen Sie da, werter Herr, Achtung, der See. Passen Sie auf. Ja, Sie. Halt!!! Jemand packte ihn energisch am Arm und zog ihn fort von einem wohl gefährlichen Ort für erblindete Geister. Erschrocken zuckte er unter der recht harten Berührung zusammen. Da schien jemand gerne Lebensretter spielen zu wollen. Sicher ein Sozialarbeiter, der den Sinn seiner Existenz darin sah, anderen auf Teufel komm raus helfen zu wollen. Wehe, wenn man die nicht machen ließ, ihnen ihre Lebensaufgabe nahm. Herr R. hatte vor seiner Erblindung auch für Jugendbuchverlage Autoren an Land gezogen. Im wahrsten Sinne des Wortes, gestrandeten Sozialpädagogen durch ihre Geschichtenschreiberei zu neuer Anerkennung verholfen. Also ließ er



sich jetzt geduldig und dankbar abführen, weg von der Gefahrenquelle, dem kühlen Nass, das seinen Körper vielleicht gereinigt hätte von den kreisenden Gedanken. Kreisen durfte nach den neuen Lehrplänen doch sowieso niemand mehr. Auf A und B musste C folgen und nicht wieder A, vorwärts, vorwärts. Wer stehen blieb, wurde niedergeschossen. Eingereicht in die Schlange hattest du deinem Vordermann auf den Fersen zu folgen, weiter, weiter. Das Ziel im Blick, die Vergangenheit weit hinter dir zurück, und der Sohn durfte das dann ausbaden. Die unbearbeiteten Traumatisierungen des Vaters. Deswegen Literatur, die Flucht zurück in die Weisheiten der Antike, um sich durchzubeißen bis zur Gegenwart. Sein Wunsch war immer gewesen, diese Gegenwart durch sein literarisches Gespür weiter zu formen, Geschichten aufzudecken, die dem ewigen Morden auf Erden ein Ende bereiteten.

Wodurch sollte die Revolution gelingen, wenn nicht durch Sprache? Stattdessen war er auch im Literaturbereich überall Sprachfaschisten begegnet, die nicht begriffen, welcher universellen Wert die eine oder andere Erzählung hatte. Weil nur der Verkaufswert zählte und nicht das Große, Ganze. Das Gute. Niemand traute sich mehr wirklich etwas, kein Verleger investierte zunächst einmal richtig in den Schreibenden, um vielleicht irgendwann die Früchte der Erkenntnis ernten zu können. Keine Siegfried-Unseltd-Charaktere mehr weit und breit am dunstigen Horizont, die finanzielle Ungewissheit noch aushalten konnten. Stattdessen wurden nette Geschichten publiziert, die, schnell geschrieben, gut verpackt, als Stapelware den Leserinnen und Lesern zum Fraß vorgeworfen, kurzfristig eine Art Sättigung erzeugten. Irgendwann hatte er aufgegeben, um nicht finanziell zugrunde



zu gehen. Hatte sich auf die Jagd nach leichtem Wild gemacht, Massenware abgeliefert.

Der letzte Text den er aufgestöbert hatte, war allerdings etwas Besonderes gewesen. Alleine der Titelname, „Kälteraureifringe“, poetisch anmutend, wie ein Gefühl, das dich frühmorgens noch im Bett ereilt und die Frage andeutet, warum eigentlich überhaupt jeden Tag wieder in diesen Wahn erwachen. Die Autos vom ersten Novemberfrost überzogen, würdest du viel lieber die Schlittschuhe auspacken und den nahe gelegenen See leichtfüßig mit deinen Spuren überziehen. Um sich in die Eisschicht momentweise einzuschreiben.

A propos See. Harte Helferhand. Warum ließ sie ihn nicht los. Danke. Bitte. Lass die Fürsorge, Sozialarbeiter. Kümmere dich um die Obdachlosen am Hauptbahnhof, von denen diesen Winter schon wieder drei in aller Öffentlichkeit erfroren sind. Ich finde meinen Weg, egal,

wohin er führt, weil ich genug habe von geplanten Abläufen, wenn einen jederzeit der Schlag treffen kann. Also lassen Sie mich bitte weiter, seien Sie so gut. Lassen Sie ihre Fürsorge an jemand anderem aus. Ihre Fürsorge, die letzten Endes einzig die Sorge um sie selbst ist.

Er wollte jetzt nur noch alleine sein mit seinem Gram. Nicht sprechen, keine gute Miene zum bösen Deal. Zwischen ihm und den anderen, für die er Strahlen sollte, wenn schon nicht aus den Augen, dann wenigstens aus dem Gesicht.

Er begann zu rennen und stolperte plötzlich über einen Gegenstand, fiel der Länge nach auf eine weiche, warme Fläche. Ein Stück Wiese, wie er unschwer erschnuppern konnte. Erdig, grünlich-grasig roch die Unterlage, auf der er einfach liegenblieb, sich nicht mehr rührte. Es dauerte nicht lange, bis sich eine Spaziergängerin



über ihn beugte, ein Hund mit seiner feuchten Schnauze über seine kurzärmeligen Arme strich. Brr. Ihn schauderte. Köter hatte er noch nie besonders gemocht. Invasionär bevölkerten sie die Großstädte, urinierten die Umgebung zu und störten durch ihre lautstarken Gefühlsäußerungen. Er konnte nicht verstehen, wie sich tausende Herrchenbesitzer Lebenszeit stehlen ließen. Für die einen war der Vierbeiner ein Kinderersatz, für die anderen Lebenspartner, Psychologe, oder einfach ein Körper, auf dem rücksichtslos Monologe ausgefochten werden durften. Zwei offene Ohren, ein naiver, aufopferungsvoller Blick, für drei Näpfe Hundefutter am Tag. Und ab und zu ein Leckerli. Jämmerliche, einsame Seelenzustände waren das! Jetzt diese fruchtige Parfumwolke da über ihm. Eindeutig eine junge Frau, das roch er nicht nur, sondern er meinte auch zu spüren, wie ihre langen Haare, die sonst

wie Vorhänge wohl ihr Gesicht einrahmten, seinen Nacken kitzelten. Warum ließ sie ihn nicht liegen, oh konnte er sich nicht augenblicklich in einen Gartenzwerg verwandeln, einen angestammten Platz zwischen Häuserreihen erhalten, um bewegungslos hohl in die Gegend zu glotzen. Aber nein. Er blieb der erblindete Herr R., ursprünglich erfolgreicher Literaturagent, ehemals in sämtlichen Talkshows vertreten. Jetzt. Was war er jetzt?

Können Sie aufstehen? Soll ich den Notarzt rufen? *Sie sind doch ...*

Warten Sie, ich führe Sie ins Haus. Er wurde an den Armen gepackt und in eine Wohnung geschoben, ohne dass er sich bewusst darüber werden konnte, dass es hier nicht mit rechten Dingen zuging. Diese starken, furchtlosen Arme, die ihn fast über die Türschwelle trugen. Wem gehörten sie? Vermaledeite Dunkelheit. Nur der Geruch um ihn, eine



Mischung aus dem bereits wahrgenommenen Wasserchen, und ... mmmh. Altem Papier. Sie kochte ihm einen Espresso, weil sie wusste, dass es das einzige Getränk war, das gegen seine depressiven Ermüderscheinungen helfen würde. Zusätzlich reichte die heimelige Atmosphäre vollkommen aus, um seine Zunge zu lösen. Er saß in der Bibliothek und erzählte einer fremden Person, die er nicht einmal sehen, sondern nur riechen und hören konnte, sein Leben. Manchmal nahm er das Klacken eines Kugelschreibers oder ein kurzes Räuspern wahr. Ansonsten klang einzig seine Stimme in den Raum voller Bücher und erfüllte diesen mit einer Wärme, die nur Sprache zu erzeugen vermag.

Als das Wort *Kälteraureifringe* fiel, unterbrach die Unbekannte ihre Notizen kurz, und atmete nervös. Da erkannte Herr R., dass es an der Zeit war, aufzustehen

und sich zu verabschieden. Ergriffen drückte er ihre Hand, lief aus dem Haus über den Rasen in die Richtung, wo er den Ausgang vermutete. Freundlich erklärte sie ihm den Weg zurück, doch er hörte kaum zu, so wohl fühlte er sich plötzlich. Er hatte in seinem Leben gerade etwas erreicht, was nicht mehr zu überbieten war. Der Zufall hatte ihm zur richtigen Zeit ein Bein gestellt. Eine Art Glückssturz für die Literatur und für ihn, den Literaturagenten. *Kälteraureifringe* würde gedruckt werden, auch ohne sichere Verkaufszahlen, durch seinen letzten, autobiographischen Spracheinsatz. Die *Einsamkeit der Sonne* würde sich ... eingehüllt in wärmendes, helles Licht ... Ohne zu zögern ignorierte er die leise pochenden Signale, die ihm anzeigten, dass die Ampel auf Rot stand, und ging.



Betreff: Lauren S.

SEITE 32

Sima Moussavian, München

Vor zehn Jahren schrieb die Psychologin Lauren S. einen Ratgeber. Das Buch wurde zum Bestseller. Ihr Leben veränderte sich: plötzlich kannte man sie. Sie wurde auf der Straße angesprochen. Auf Facebook erhielt sie Nachrichten, in denen sich Menschen in belastenden Situationen über ihr Leben ausließen. Einige von ihnen wollten sie loben. Andere wollten Dampf ablassen, oder baten um Ratschläge. Bald fanden sie nicht nur ihr Facebook-Profil, sondern auch ihre Handynummer heraus. Sie verlagerten die Kontaktaufnahme auf WhatsApp. Inklusive meiner Person rieten ihre Freunde ihr dazu, etwas gegen die Invasion ihrer Privatsphäre zu unternehmen. Wir hatten keinen Erfolg. Tag für Tag verbrachte sie eine nicht zu unterschätzende Zeitspanne damit, weitestgehend anonymen Menschen am anderen Ende

eines Internetanschlusses zuzuhören. Vor etwa fünf Jahren ist Lauren S. spurlos verschwunden. Ihre Nachrichtenverläufe wurden von der Polizei entschlüsselt. Bis heute ist der Fall um ihr Verschwinden nicht gelöst. Als Autorin fühle ich mich dazu in der Lage, ein relativ breites Publikum anzusprechen. Ich habe daher eine Auswahl aus den bedenklichsten Chat-Verläufen getroffen. Im Idealfall kann ich mit der Veröffentlichung Menschen dazu bewegen, der Polizei Hinweise zu den Identitäten der Involvierten zu geben. Wenn Ihnen etwas aus den Nachrichten bekannt vorkommt, melden Sie sich bitte bei der Polizei.

Danke, die Autorin.



PERSON A

27.03.2010

kennst du das, wenn die Augen zu sind und alles sieht bräunlich Schwarz aus? bei mir bleibt es so, wenn ich sie aufmache. mein Leben ist ein stinkender schlammiger Sumpf. über alles das ich ansehe stülpt sich ein Fingerhut aus schwarz-brauner Farbe. Ein Braun wie im Nazizeitler. der Hausarzt hat mich zum Neurologen geschickt aber die haben nichts gefunden. sie haben mich zu einem ziegenbärtigen Freud-Verschnitt abgeschoben. ich bin ein Scheidungskind. eigentlich nicht aber die Ärzte behandeln mich so. der Psychologe sagt dass mein Pessimismus der schwarz-braune Fingerhut über der Wahrnehmung ist. was denkst du | 04:05 Uhr

30.03.2010

Ok es wird schlimmer. ich träume jede Nacht von einem dichten dunklen Wald. ich in Ritterrüstung und renne weg. der

Wald sieht aus wie der von meinem Vater. früher hat er mich dahin mitgenommen. ich höre Atemgeräusche. von wem kA. aber ich rieche süßlichen Gestank und weiß dass sie mich umbringen wollen. dämmerung aber ich kenne mich aus. ich biege um die Ecke und stoße mit etwas zusammen. ritter mit Schweinsmasken essen an einer 10 Meter langen Tafel. sie werfen mit Knochen herum. treffen mich gegen die Stirn. äste knacken hinter mir. ich ziehe ein Messer vom Tisch und renne weiter. die Schweinsgesichter gröhlen. ich komme auf eine Wiese am Wasser. werde langsam, dann bleibe ich stehen. er hat mich fast aber ich kann nicht mehr. ziehe das Messer, drehe mich um und sehe dem Verfolger ins Gesicht. kein Schwein, scheinbar mein eigenes. ich will das Messer zurückziehen aber er rennt mit dem Hals hinein. dickes Blut spritzt in mein Gesicht. dann wache ich auf. | 06:01 Uhr



Selbstaufgabe. Aufopferung. Du verdoppelt: ein äußerliches Abbild deiner Person, das dir böse gesonnen ist. Kommt es dir bekannt vor, für deinen Vater jemand anderes sein zu müssen? Stellt er Ansprüche an dich, die du nicht erfüllen kannst oder willst? | 08:03 Uhr

fick dich und geh verrecken halt bloß die dämliche Klappe über meinen Vater, du elende Nutte! sei froh dass ich so weit weg wohne wenn du mir über den Weg läufst mach ich dich kalt | 08:03 Uhr

PERSON B

Die Erde ist ein Eimer Maden. Ich - ein Vogel. Großes Fressen steht bevor. Die große Katastrophe. Ich bin ihr Katalysator. Ich pfeife die letzte Strophe vom Hohelied der Liebe. Lieber solltest du mitmachen. Pfeif mit, dann gehörst du nicht zu den Pfeifen, die blöd schauen und verzweifelt nach Rettung Ausschau halten müssen. Nur ein bisschen Geduld,

richtig blöd werden sie gucken über die kommende Ödnis, die Finsternis, den Exodus. Selber schuld, denn sie wissen nicht, was sie tun oder vielleicht wissen sie auch, dass sie nur Beschissenes tun, nur Sünden begehen. Sie sollten um Gnade flehen, aber gerade ist meine Gnade aus. Ich werde ihnen den Gar ausmachen, ohne dass es mir etwas ausmachen wird. Dann mache ich mir einen Wein auf, liefere mich dem Rausch aus und wasche mich von Katastrophe rein. | 10:01 Uhr

Von was für einer Katastrophe sprichst du? | 10:32 Uhr

Vom Gericht. Bist du deiner Pflicht nachgekommen? Fühlst du dich sicher vor den Richtern? Oder hast du Mist gebaut? Verlangen angestaut? Dir den Weg hinauf verbaut? | 11:04 Uhr



Redest du vom jüngsten Gericht? | 11:15 Uhr

Vielleicht auch das letzte, die Erde ist nicht mehr die jüngste. Wie günstig wird es wohl für dich laufen? Hast du dich auf dem Weg zu mir verlaufen? | 11:32 Uhr

Welcher Weg wäre das wohl? | 11:40 Uhr

Ich bin das Alpha und Omega. Der Anfang und das Ende. Der Retter und Zerstörer. | 11:44 Uhr

Gott? | 11:50 Uhr

Du hast dich mit deinem Schrott bigott verhalten, nicht wahr? Mit deinen verhaltenen Versuchen, fremden Menschen Rat zu geben, ihr Leben zu segnen, ohne ihnen je zu begegnen. Vielleicht fragst du dich, ob ich dir den Lug und Trug vergeben kann. Ich kann, aber will ich? Du verhältst dich mir gegenüber nicht

willig. Ich kann dich nicht billig davonkommen lassen. Das kommt davon! Hättest du dich lieber nie auf mich verlassen! Es ist fünf vor 12, ich komme. | 11:55 Uhr

Person C

14.6.10

Familienbesuch. Sie sind da. Wir könnten einfach die Einfachheit genießen. In einem Haus am See, bei einer Fahrt zum See, einem Picknick im Klee, bei einer Seefahrt. Aber sie sind ein bakterienverseuchte Bahnhofsklo, von dem man sich Infektionskrankheiten holt. Ich ekle mich vor ihnen. Irgendwann werden sie mich umbringen. Sie sind bis zum Rand voll mit stinkenden Exkrementen. | 09:33 Uhr

Ich bin das All-you-can-eat-Bufferet, an dem sie sich bedienen. sie schlingen und mich bringen sie damit zum würgen. ich sollte sie einfach erwürgen.



das könnte ich. ich könnte meinen BH um ihren Hals legen und solange zudrücken, bis sie nach Luft schnappen und blau werden. Blau sind sie schon. sie würden es gar nicht mehr merken. sie würden denken, dass sie eingeschlafen sind und in der Hölle wieder aufwachen. soll ich es tun? ich sollte es nicht mehr mit ihnen tun müssen. Deshalb glaube ich, dass ich es tun sollte. | 11:37 Uhr

19.06.10

Heute sind sie in meiner Tiefgarage wieder mit ihren schrottigen Karren ein- und ausgefahren. sie verlieren Öl und verschmutzen mir den Boden mit ihren schmierigen Flüssigkeiten. Ich fühle mich dreckig und machtlos. Mein Garagentor war abgesperrt, aber sie haben Kraft. Sie haben es mit Gewalt aufgebrochen und mich dabei vollgeschwitzt. Wahrscheinlich haben sie mir etwas gebrochen. Was hat man da unten für Kno-

chen? ich sehe kurz nach, dann tue ich es. | 22:39 Uhr

Geh mit der Situation zu einer Hilfsorganisation. Oder zur Polizei.

| 22:48 Uhr

29.06.10

Ich habe Angst. Dinge sind passiert. Kann ich dir das einfach so schreiben? Ich tue es einfach: ich habe es getan. da ist überall Blut. Blut überall auf dem Boden, an den Wänden, auf den 20-Euro-Kissen mit den Regenbogenfarben und auf meinen weißen Socken. ich höre nicht auf zu bluten. wie lange dauert das wohl? Auszubluten meine ich? gerade blutet der Tag aus den Fetzen des Himmels. Wenn es bei mir genauso langsam geht, bin ich heute Abend vielleicht noch immer da. Vielleicht muss ich sie dann noch mal reinlassen, bevor ich für immer austrete. | 05:16 Uhr



Wo bist du? Ich schicke wen vorbei. |
07:02 Uhr

20.06.10

Wer zum beschissenen Teufel bist du?
Was schickst du meiner kleinen Schwester für Scheiße? Sollte das ne Drohung sein? Scheiße echt, die hat sich umgebracht und dann kommt plötzlich so ne Nachricht. Die Polizei wird sich um dich kümmern, du Schlampe. und wenn nicht, dann tu ich's, das wirst du nicht überleben! Wir machen dich alle, du Fotze! Für die Familie machen wir alles! | 10:08 Uhr

NACHTRAG DER AUTORIN:

Die Polizei geht davon aus, dass Laurens letzte Facebook-Nachricht im Wortlaut „ich mach dich kalt, du elende Nutte!“ mit ihrem Verschwinden in Zusammenhang steht. Vielleicht hilft Ihnen das bei der Aufklärung.



Lifestyle oder die erkalteten augen

SEITE 38

Markus Anton, München

meiner existenz

ich erwache ertaste einen letzten rest
dunkelheit atme dann falle stürze und
ihr messer in meinem schädel eine woche
erst eine woche noch danach besserung
so sagten sie und ich erinnere mich wie
ich als kleinkind oft schluchzte der
aufmerksamkeit willens oder aus trotz
presse luft aus meinen lungen presse
letzte luftreste aus meinen lungen sau-
ber arbeiten oder du musst wissen was
du warum tust so sagten sie und ich
fühle diese hände sind nicht die mei-
nen spreche dieser körper ist kein teil
von mir dann licht und ich starre in
die erkalteten augen meiner unbedeu-
tenden existenz dieses drecksloch ist
dein untergang so sagten sie dann einat-
men kurz heftig stoßweise einatmen dann
mich selbst davon überzeugen hier pas-
siere etwas ganz und gar unbegreifliches
und ich liege auf den böden ihrer bade-

zimmer denke an ihren gott spreche mit
ihrem gott beten musst du so sagten
sie spalte ein stück holz und ich bin
da hebe einen stein auf und du wirst
mich finden so sagten sie und ich ziehe
ihr messer aus meinem schädel ramme
das messer in ihre schranktüren warte
ramme das messer in ihre tischplat-
ten warte kratze dreck und kieselstei-
ne aus dem profil ihrer strassenschuhe
warte krieche ihre flure entlang krie-
che durch ihre treppenhäuser vorbei
an ihren hoffnungen und träumen oder
lifestyles spreche dieser körper ist
ein teil von mir und ich fühle diese
hände sind die meinen eine woche noch
dann besserung dann leben dankbar muss
man sein so sagten sie



Sven Heuchert, Siegburg

Gutkoß steht in der dunklen Küche, schiebt die Vorhänge auseinander, sieht die Schatten der Männer an der Wand gegenüber. Sie kommen zur verabredeten Zeit. Er öffnet die Haustür, riecht den Schnaps, den sie getrunken haben.

„Kommt rein“, sagt Gutkoß.

In der Küche macht er Licht. Die Männer tragen Mäntel, ihre Gesicht gerötet. Sie bringen Kälte mit sich. Gutkoß kennt sie alle: *Meyer, Güttner, Fink*.

„Wer?“

Meyer antwortet: „Bruchhagen.“

Gutkoß schüttelt den Kopf und wiederholt den Namen. Dann sagt er: „Ich kenne den Mann.“

„Wir alle kennen ihn“, sagt Meyer.

„Und was tun wir jetzt?“

„Was wir tun?“, sagt Meyer. „Wir holen ihn uns.“

Gutkoß sieht den Männern in die Augen.

„Wir holen ihn uns“, wiederholt Meyer. „Wir lassen das Schwein nicht einfach so laufen.“

Gutkoß schweigt.

„Hör zu“, sagt Meyer und tritt näher an ihn heran. „Gutkoß, ich - wir zählen auf dich. Klar?“

Er nickt.

„Das Schwein kriegen wir“, sagt Meyer und öffnet die Tür. „Und kein Wort zu irgendwem, ja?“

Gutkoß hält ihn am Arm fest.

„Ja?“

„Du weißt schon ...“

„Der Junge vom Disselbach, der Dirk“, sagt Meyer. Die anderen beiden stehen im Flur, die Hände in den Taschen.

Gutkoß nickt. „Danke dir.“

Er sieht den Männern hinterher. Er macht das Licht in der Küche aus und



bleibt einen Moment in der Dunkelheit stehen.

Später im Bett dreht sich seine Frau zu ihm um. „Kannst du nicht einschlafen?“

„Nein.“

„Worüber denkst du nach?“

„Nichts“, sagt er. „Alles gut.“

„Was haben sie gesagt?“

„Ich will nicht darüber sprechen.“

Nach einer Weile sagt sie: „Und was wirst du tun?“

„Ich weiß es nicht“, sagt er und schließt die Augen.

Mitten in der Nacht wacht er auf. Ihre Hand liegt auf seiner Brust. Er achtet auf ihren gleichmäßigen Atem. Graues Licht dringt durch die Vorhänge. Das Linoleum macht bei jedem Schritt ein schmatzendes Geräusch. Vor dem Kinderzimmer bleibt er stehen und starrt auf die verschlossene Tür.

Eine Stunde vor dem Wecker ist er aus dem Haus. Die Straßen leer, in den Häusern vereinzelt Licht. Auf dem Weg zur Haltestelle raucht er drei Zigaretten. Gutkoß löst an diesem Morgen am Hauptbahnhof ab. Er wartet an Gleis 6, den Kollegen kannte er gut.

„Nachm Bremsdruck musse ma gucken, ja? Sonst alles jut.“

Gutkoß nickt. „Mach ich.“

Die Landschaft zerfließt in seinen Augenwinkeln: Troisdorf, Porz, Gremberg, Deutz, der Rhein, Hauptbahnhof, Ehrenfeld - ein kurzer Stopp, dann weiter. Seine Bewegungen sind mechanisch. Nach seiner Schicht kauft er sich eine Flasche *Reißdorf* und setzt sich auf eine der Bänke vor dem Bahnhof. In den Zugabteilen gedämpftes Licht, die Gesichter hinter den Scheiben starren alle in eine Richtung.

Es ist kalt, der ganze Monat ist kalt und nass gewesen. Er geht gegen die



Kälte an. Seine Schritte werden schneller. Disselbach erkennt er von Weitem. Ein hagerer Mann, der in der Kneipe immer hinten sitzt, in der Ecke wo die Wimpel hängen. Der mit seiner tiefen Stimme selten etwas sagt, meistens lächelt.

„Dein Sohn“, sagt Gutkoß schließlich.

„Vor ein paar Tagen“, sagt Disselbach und bricht ab. Er lässt ein paar Momente verstreichen. „Hat alles erzählt.“

„Alles“, wiederholt Gutkoß.

„Alles, was wir wissen müssen“, sagt Disselbach. Er nestelt am Reißverschluss seiner Jacke. „Rudi“, sagt er, er spricht weiter, ein Lastwagen fährt die Straße entlang, der Lärm des Motors und der Bremsen verschluckt die Worte. Gutkoß blickt auf die Lippen, die sich bewegen, auf die kleine schwarze Öffnung im Mund, die beim Sprechen entsteht. Dann in die Augen von Disselbach, die dunkel sind, dunkel und matt wie die Augen von Insekten.

„Verstehst du das?“

„Ja“, sagt Gutkoß, er sagt es und nickt, obwohl er überhaupt nichts verstanden hat. *Aber es gibt nichts zu verstehen*, denkt er, *es ist wie es ist*.

„Wir brauchen dich“, sagt Disselbach, „das Schwein kommt sonst davon.“

Gutkoß sagt: „Ich werde es tun.“

Disselbach hebt die Augenbrauen. „Es darf nichts dazwischenkommen. Kein Rückzieher in letzter Sekunde. Musst ja nicht viel machen. Und sagst nachher, wie es war. Die Strecke ist ja bekannt dafür. Um den Rest kümmern wir uns.“

„Ja“, sagt Gutkoß. „Ihr könnt euch auf mich verlassen.“

„Ist gut“, sagt Disselbach. „Dann ist ja gut.“

Sie geben sich die Hand. Gutkoß sieht auf den Rücken von Disselbach, der langsam geht, hinter der nächsten Ecke verschwindet.



Am Kühlschrank klebt ein gelber Zettel, auf dem SPIELPLATZ steht. Er nimmt den mit Alufolie abgedeckten Teller aus dem Fach und sieht noch eine Weile aus dem Fenster. Der Nachbar wäscht seinen Mercedes. Eine ältere Frau geht mit ihrem Hund Gassi. Er isst den Braten kalt, kippt Kartoffelbrei und Gemüse in den Mülleimer. Dann geht er in das Zimmer seines Sohnes. Streicht über das Wimpel vom 1. FC Köln, über das Poster von Lukas Podolski, auf dem er mit weißen Zähnen in die Kamera lächelt und den Daumen in die Höhe reckt.

Der Anruf kommt zwei Tage später. Durch den Baustellenlärm ist Meyers Stimme kaum zu verstehen.

Gutkoß wiederholt: „Brücke Hennef, Freitag, sechs Uhr“, und legt auf. Er zieht ein letztes Mal an der Zigarette, schnippt sie vom Balkon, sieht der Glut nach. In dieser Nacht küsst er die Haare seiner Frau, saugt den Duft von ih-

rem Nacken ein; Zimt, vom Regen nasses Holz und noch etwas anderes, das nur sie selbst sein kann.

„Weißt du, was du tun wirst?“, fragt sie leise. Ihr Blick ist klar, ihre warme Hand liegt über seinem Herzen. Er lässt sich Zeit mit der Antwort.

„Ja“, sagt er dann. „Wird schnell gehen. Hörst n Knacken, dann ist es vorbei.“ Er schiebt sich das Kopfkissen unter den Ellenbogen. „Werde ein paar Wochen zu Hause sein“, sagt er. „Danach, meine ich.“

Sie antwortet nicht, sie schließt die Augen. In ihrem Traum fährt er unter der Brücke hindurch in ein dunkles Nichts, und dann ist alles, wie es vorher war, wie es schon immer gewesen ist.



Die Keilschrift von Eva

SEITE 43

Tengis Khachapuridse, Tbilissi

Unser altes, fast baufälliges Haus wurde vor einigen Jahren abgerissen. Die eingezäunten hässlichen Ruinen verfielen langsam. Alles sah wie zerbombt aus - bis auf eine einzige Wand, die erstaunlicherweise fast ganz erhalten geblieben war. Ausgerechnet die Wand, hinter der sich irgendwann mein Schlafzimmer befand. Doch heute früh sah ich die Wand nicht mehr. Der Zaun war zum Teil nicht mehr da. Man konnte sehen, wie zwei große Bagger die Ruinen eifrig wegräumten und diese auf einen großen Kipper verladen. Auch der halbvertrocknete Baum unter meinem Fenster stand nicht mehr, sondern ruhte auf den Ruinenbrocken und wartete ruhig auf sein letztes Abenteuer. Na ja, so verschwindet die Geschichte direkt vor unseren Augen - murmelte ich etwas melancholisch und wollte weitergehen, als ich in wenigen Metern von

mir alte Wandfragmente rumliegen sah, die mir sehr bekannt vorkamen: Es waren einige Teile meiner Schlafzimmervand ...

Meine kleine Wohnung mit ihren abblätternden Tapeten fandst du merkwürdigerweise irgendwie romantisch, obwohl sie ziemlich trist aussah. Sie bestand nur aus einer winzigen Küche und einem Zimmer, das du unser Allzweckzimmer nanntest. Anstatt der Verbindungstür zwischen diesen zwei Räumen hing eine verfärbte, in der Mitte zerschnittene Weltkarte, die mir ein Freund irgendwann geschenkt hatte. Das Bett stand am Fenster, das auf den ungepflegten Innenhof ausging. Du lagst gewöhnlich an der Wandseite. Die alte, vergilbte Tapete neben dem Bett war zerkratzt mit deinen spitzen Fingernägeln. „Dein Glück, dass ich diese Stellung



am liebsten habe, sonst wäre dein Rücken permanent zerschunden“, sagtest du manchmal, wenn du dich im Bett plötzlich zur Wand umdrehtest. Ich musste mich immer wundern, wieso deine Fingernägel dabei nicht brachen und ich war wirklich froh, dass sie nicht meinen Rücken, sondern die völlig unschuldige Wand marterten. Nach und nach entstand ein bizarres Linienbild an der Wand. Wir haben das Bild unterschiedlich genannt. Für dich war es die graphische Darstellung deiner sexuellen Höhepunkte. Für mich - unser Geheimnis, geschrieben in einer Keilschrift, die nur du kanntest. Diese Wand war der Zeuge unserer wilden Nächte, aber für dich nicht aussagefähig genug. Deswegen kamst du auf die Idee den alten und fast vertrockneten Baum, der in wenigen Metern unter unserem Fenster stand, mit Beweisstücken unserer Ekstasen zu behängen. So kriegte der arme Baum nach jedem Akt eine Art „Schmuck“ ab, indem du benutzte Kondome

oder gar deine Tampons aus dem Fenster geschmissen hast. Als du das zum ersten Mal gemacht hast, muss ich derart verblüfft und beschämt ausgesehen haben, dass du nach einem langen Lachanfall fast mitleidsvoll meintest, ich hätte sicherlich noch in meinem früheren Leben an gewissen spießbürgerlichen Komplexen gelitten. Nach ein paar Monaten sah der Baum, den du Baum der Erkenntnis getauft hast, echt widerlich aus. Fast ein Jahr lang ließ er diese freche und völlig unverdiente Beleidigung wort- und widerstandslos über sich ergehen. Ein Wunder, dass sich die Nachbarn darüber nicht beschwert haben. Sicherlich lag es daran, dass der recht mickrige Hinterhof kaum benutzt wurde und der ganze „Schmuck“ nur im belaubten Oberteil des Geästs hängen blieb. Hätte der Baum auf der Straßenseite gestanden, hätten uns die Naturschutzaktivisten eines Tages bestimmt gesteinigt.



Du bist für mich immer ein Rätsel gewesen. Deine Redeweise schien mir am Anfang so befremdlich und sogar obszön (was zu dir überhaupt nicht passte und mir manchmal gekünstelt schien), dass ich oft das Gefühl hatte, als wolltest du dich hinter deinen Worten verstecken. Den ersten Schock erlebte ich in unserer allerersten Liebesnacht, als ich dein stark behaartes Dreieck erblickte und es reizend fand. Du hast gelacht und sagtest, das wäre bloß ein Massengrab fleischlicher Begierden deiner Männer. Meine Lust und Erregung waren ruckartig dahin. Vor Verblüffung und stiller Wut verschlug es mir die Sprache. „Sorry“, sagtest du zerknirscht nach einer Weile. Du schmiegtest dich an mich und streicheltest sanft mit dem Zeigefinger meine pochende Halsschlagader. „Tut mir leid. Ich hätte nicht gedacht, dass du so sensibel bist.“ Du küsstest mich vorsichtig auf die Brust über meinem tobenden Herzen. Dann gabst du mir

plötzlich einen langen Zungenkuss. In mir begann alles wieder zu vibrieren und es schien mir, mein kochendes Blut würde die Adern in wenigen Sekunden zum Bersten bringen. Dein erhitzter Körper hat sich auf einmal in einen lebendigen Magnet verwandelt, der den Meinen kräftig zu sich anzog. „Ja, ja...“ hörte ich dein heißes Flüstern, „aber nur mit Überzieher. Ohne Gummi mach' ich's nie. Bin verheiratet und will nicht riskieren...“

Das begann in einer ziemlich trivialen Situation auf einer Ausstellung. Vor einer supermodernen Plastik, die eventuell irgendeinen unirdischen Baum darstellen sollte, war ich etwas länger stehen geblieben. Als ich mich nach einer Weile umdrehte, sah ich **sie** neben mir.

„Herrlich“, meinte ich fast laut.
„Abscheulich“, murmelte sie ohne mich anzusehen und völlig auf das Bild kon-



zentriert, „doch irgendetwas erscheint mir dran interessant.“

Ich wollte mit etwas Scharfsinnigem oder zumindest Witzigem erwidern, fand aber – wie immer in solchen Fällen – leider keine Worte.

„Wie das auch bei den meisten Menschen so sehr oft der Fall ist“, sagte ich am Ende, um das Gespräch irgendwie fortzusetzen. Sie drehte sich zu mir um und strich sich die Haarsträhne aus der Stirn.

„So? Welch ein Tiefsinn.“ Über ihrem Mund lag ein ironisches Lächeln. Sie war nicht unbedingt hübsch, wirkte doch irgendwie attraktiv.

„Wie heißen Sie?“ fragte ich übergangslos und wunderte mich über mich selbst, weil ich alles anderes als ein selbstsicherer Macho bin. Sie lächelte verschmitzt.

„Raten Sie mal!“

Das war für mich genauso überraschend, wie meine harmlose Frechheit gerade

eben. Solch eine Antwort auf diese Frage hatte ich nie bekommen.

„Eva“, entfuhr es mir prompt und völlig unbewusst, aber das schien ihr gefallen zu haben.

„Und Sie natürlich Adam, was?“ lachte sie und deutete mit dem Kinn auf den vermutlichen Baum.

Erst in diesem Augenblick wurde mir klar, dass meine scherzhafte prompte Antwort dem biblischen Kontext unseres Dialogs gewissermaßen entsprach.

„Genau! Und es fehlt uns nur noch eine Schlange. Dann wären wir komplett...“ Die Schlange ließ auf sich nur ein paar Tage lang warten, dann kam sie gekrochen und führte uns direkt in meine Wohnung. So hat unsere bizarre Beziehung begonnen. Und zwar, nach den von ihr festgelegten seltsamen Regeln. Sie wollte anonym bleiben. Ich wusste praktisch nichts von ihr. Unglaublich, aber nicht mal ihren richtigen Namen! Sie blieb für mich einfach nur Eva.



Sie kam und ging, wann sie wollte. Die Zeitabstände waren immer unterschiedlich. „Mein Mann ist geschäftlich oft unterwegs, aber nicht ewig“, pflegte sie manchmal zu sagen. Deswegen machte ich mir keine besonderen Sorgen, als sie sich nach unserem letzten Treffen ein paar Wochen lang nicht blicken ließ. Eines Tages bekam ich die Post von irgendeiner Klinik. Erstaunt öffnete ich den Umschlag gleich im Treppenhaus.

„...Ich habe die Klinikleitung gebeten diesen Brief erst nach meinem Tod dir zu schicken. Bisher ging es noch den Tod eine gewisse Zeit lang zu bremsen, aber jetzt sind die Ärzte endgültig machtlos. Bin unheilbar krank. Gehirntumor. Jedes Mal, wenn ich verschwand, musste ich in die Klinik. Ich bin nicht verheiratet, wollte nur anonym bleiben, damit du nicht nach mir suchtest, wenn ich lange ausblieb. Entschuldige bitte diese Lüge und meine blöden Schrulligkeiten! Die waren nur gespielt. Leider konnte ich

nicht so lieb und zärtlich zu dir sein wie du, denn ich wollte bloß nicht, dass du dich in mich verliebst. Aber ich habe dich geliebt. Ja! Wirklich! Die ganze Zeit lang. Schade, dass du mir erst kurz vor meinem Tod begegnet bist..“

Es stand kein Name unter dem Text. Nur ein knallroter Lippenabdruck. Die Lippenstiftfarbe war unverkennbar. Wie gelähmt stand ich vor der Wohnungstür und suchte nach dem Wohnungsschlüssel in meinen Hosen- und Jackentaschen, bis ich endlich bemerkte, dass ich ihn zusammen mit dem Zettel in anderer Hand hielt. Zögernd öffnete ich die Tür und machte ein paar ziellose Schritte. Mein Blick irrte herum, als wäre ich in einer wildfremden Wohnung gelandet. Als ich plötzlich die zerkratzte Tapete erblickte, wurde mir klar, dass die bizarre Keilschrift an der Wand in Wirklichkeit nur ein Abschiedsbrief war. Geschrieben in hoff-



nungsloser Verzweiflung von einer Frau, die sich mit jeder Zeile ihrem Tod näherte. „Du kannst manchmal atemberaubend lieb sein, weißt du? Schade, dass wir uns nicht lieben können“, hörte ich plötzlich ihre Stimme so nah und deutlich, dass ich mich instinktiv erschrocken umsehen musste und als mein Blick auf die Couch fiel, sah ich mich mit einer Tasse Kaffee in der Hand in der improvisierten Weltkarte-Tür stehen. Das war ungefähr vor drei Monaten. Sie lag auf der Couch und beobachtete amüsiert, wie ich mich ihr fast kellnerisch näherte. Sie richtete sich lachend auf und nahm mir die Tasse ab. Ich lachte auch ohne ihre Worte zu beachten. Über die Liebe hatten wir nie ernsthaft gesprochen. Erst jetzt wurde mir klar, was sie damals meinte. In meinem Kopf begann ein Presslufthammer zu dröhnen. Das Blut pochte heftig in den Schläfen. Langsam erfüllte ein noch nie gekannter Schmerz meinen ganzen Körper. Das war definitiv

der in der Wand fast ein Jahr lang angestaute Schmerz, der keinen Millimeter Raum für andere Gefühle ließ und diese mit zunehmender Wut aus mir vertrieb. Diese Gefühle brandeten nun an die alte, hässliche Wand, wo sie sich mit den Zeilen des Abschiedsbriefs einer todeskranken Frau vermengten...

Nun stand ich vor meiner öden Vergangenheitslandschaft und sah, einige Jahre später, diesen Abschiedsbrief zufällig wieder. Und definitiv zum letzten Mal. Bald würden diese Ruinen abtransportiert werden. Und natürlich der alte Baum auch - unser stummer und geduldiger Liebesaktenzähler. Zwei große Bagger - zwei kräftige Hände der Zeit würden dafür sorgen. Die Zeit, dieser ewige Erzfeind der Gegenwart, tötete sie gnadenlos und ging ruhig weiter, indem sie jede Sekunde der Gegenwart in die Vergangenheit verwandelte. Sie heilte nichts, wie man es so oft behauptet. Sie stumpfte nur die



Schmerzen ab, betäubte sie und verschob diese irgendwohin hin. Das Irgendwo hieß Zukunft, wo wir unsere Schmerzen, auch eine bizarre Keilschrift einer namenlosen Autorin, wiederfinden. Immer.



Nur noch einmal Kekse

SEITE 50

David Emling, Berlin

Oh nein... nein nein nein. Ich habe sie wirklich vergessen.

Dinge, die wir vergessen.

Die Straße entlang ins beginnende Wochenende. Es ist ein sonniger Tag, warm, und doch nicht zu heiß. Keine Aufträge von der Arbeit, die ich die ganze Zeit mit mir herumschleppe. Eines jener seltenen Wochenenden, die tatsächlich auch frei sind, keine zusätzlichen Termine, also ein kleiner Wochenendtrip mit meiner Frau, mal was anderes sehen. Nach Stau und dem üblichen Stress, dem unnötigen Herumfluchen und ihren Beruhigungsversuchen, fahren wir schließlich die letzten zwanzig Kilometer auf der Landstraße zu unserem Ziel. Ich kann im Augenwinkel sehen, wie sie mich lächelnd anblickt, pure Freude in ihrem von der Sonnenbrille zum Großteil bedeckten Gesicht. Alles scheint zu stim-

men. Aber ich kann mich nicht mehr an sie erinnern. Sie ist weg, einfach so. *Dinge, die wir vergessen. Menschen, die verblasen.*

Es waren vielleicht drei, die ich auswendig kannte. Zuhause, mein damals bester Freund Jan und, naja, dann noch Oma. Die Selbstverständlichkeit, mit der ich damals drei Häuser weiter zu meinen Großeltern lief, ließ diese Telefonnummer - meine Mutter wollte, dass ich anrief, bevor ich zu ihnen ging - zu einem festen Bestandteil meines Primärwissens werden. Jene berühmten wenigen Dinge, die man auch dann wüsste, würde man nachts geweckt und danach gefragt werden. Ich kam immer durch die Hintertür, Opa meistens im Garten mit irgendeiner vermeintlich wichtigen Arbeit beschäftigt, Oma wie selbstverständlich in der Küche Ge-



schirr spülen, eine Spülmaschine würden sie nie besitzen. Warum auch, die Zeit war da. Einteilungen, Relevanzen, die ich heute nicht verstehen, nicht einmal mehr denken kann. Zeit haben; genug sogar, um Geschirr zu spülen. Ich kam dann immer ins Haus, das einen nie penetranten, doch eindeutigen Geruch nach Essen, einer urigen Gemütlichkeit beherbergte. Oma trotz der ständigen Arbeit, die sie zu tun hatte (oder wollte) immer schick angezogen, eine schöne Frau auch im hohen Alter. Wie selbstverständlich ging sie zum Kühlschrank und nahm einen vollen Teller mit Essen heraus; den Teil, den sie für mich mitgekocht hatte. Ich setzte mich, sie machte mir noch eine Tasse Tee, die immer am Ende des Essens genau richtig abgekühlt war, um die Kekse, die sie gebacken hatte, dazu essen zu können. Kekse. Selbstgemachte Kekse. Unbeschwertheit, Gewissheit, dass dies immer so sein würde. Das Navi

sagt noch zehn Kilometer bis zur Ausfahrt.

Dinge, die wir vergessen. Menschen, die verblassen. Leben, die zu Ende sind.

Opa starb am Ende sehr schnell. Was genau es war, würde ich nie wissen, er war einfach sehr alt. Oma die ganze Zeit tapfer, sie war deutlich jünger, wusste, dass dies kommen könnte. Dennoch wie ein Keulenschlag die Gewissheit, dass es nun tatsächlich so ist und der Alltag dennoch weitergeht. Und sie allein im Haus, keiner mehr da, der zu versorgen war, auch wenn wir uns Mühe gaben, oft bei ihr zu sein. Und immer dann, wenn ich zuvor angerufen hatte, war es wie früher; zumindest beinahe, sagte ich mir. Und doch wie anrollendes Unwetter jene Kleinigkeiten; nicht mehr zu retten. Der Teppich unter dem Esstisch schmutzig, nur eine Käsesorte zum Abendbrot, fast gar keine Wurst mehr, zu trinken nur noch



Wasser, keinen Tee, kleine Krümel an ihrem Mund, die sie nicht bemerkte. Und keine selbstgebackenen Kekse mehr. Keine Kekse ... Sie immer schon im Schlafanzug, und nach dem Essen der gemeinsame Gang zum Fernseher. Nachrichten, dann ein Krimi, und spätestens um neun ein leises Schnarchen. Ich weckte sie jedes Mal, nahm sie am Arm und half ihr die Treppe hoch ins Schlafzimmer. Nur einige Monate. Dann mehr Schwäche, sie schaffte es kaum mehr die Treppe hoch, dann ein Krankenbett unten, schließlich ein Sturz, dann Krankenhaus, eine Lungenentzündung, die Ärzte konnten nicht so richtig sagen, wie sie diese bekommen hatte. Nur noch einmal Kekse ... Das Navi sagt in drei Kilometern abbiegen. Meine Frau lächelt weiter, legt ihre Hand auf meinen Schenkel, ihre Wärme sanft in mich strömend. Gleich sind wir da. Gleich geschafft.

Dinge, die wir vergessen. Menschen, die verblassen. Leben, die zu Ende sind. Und die Frage; wozu eigentlich. Der Punkt, an dem sich Dinge ändern. Erlebnisse wie eine Zeitenwende, erst im Nachhinein als solche erkannt. Krankheiten, Tod. Manchmal aber auch nichts als Tage, Stunden, Momente. Momente, die sich auf uns stürzen, uns zerreißen, und nur noch einen kleinen Rest übrig lassen, doch genug um weiterzumachen, weitermachen zu müssen. Momente, in welchen wir merken, dass wir alte Telefonnummern vergessen haben. Und mit ihnen ein ganzes Leben. Aus und vorbei.



Impressum

SEITE 53

Herausgeber:

ISSN: 2194-1505

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Redaktion:

Ingeborg Brachman, Fabian Bross, Lisa Hönig, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Gestaltung/Titelbild:

Fabian Bross

Anschrift:

Fabian Bross
Linprunstr. 4
80335 München

Hinweise zu Texteingendungen findet ihr auf: www.parsimonie.de, [info\[youknowit\]parsimonie.de](mailto:info[youknowit]parsimonie.de)

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.



DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **www.parsimonie.de**

